

Die Treibjagd.

Hoch lag auf Aedern und Wiesen der frisch gefallene Schnee. Den Bäumen des Waldes hatte er sein kühles Gewand umgehängt, die immergrünen Tannenzweige beugten sich noch einmal so tief als sonst unter der winterlichen Bürde, und an den Nesten der Buchen und Erlen glitzerten die weißen Flocken. Die feinen Zweige der Birke sahen aus als wären sie überzudert, und der alte Weidenstamm am Ufer des Baches, dessen letzte morsche Nester jüngst abgebrochen waren, schien eine weiße Schlafmütze aufgesetzt zu haben, um desto ungeförter von den Freuden vergangener Tage zu träumen. Die Fluth, die an seinen, zum Theil bloßgelegten Wurzeln vorüberrauschte, begann schon ihren Lauf zu hemmen und sich zu besinnen, ob es nicht geziemender sei, neben dem schlummernden Greise gleichfalls zu ruhen, ein heller, durchsichtiger Krystall, als so allein zur Winterzeit, wo die ganze Natur der Ruhe pflegte und selbst die geschwätzigen Vögel in den Büschen verstummt waren, unablässig fortzuplaudern. Vom tiefblauen Himmel schaute der Vollmond auf die Winterlandschaft, nachdem die Sonne bereits vor geraumer Zeit zur Küste gegangen. Er guckte neugierig durch die entblätterten Kronen der Waldbäume auf den Waldesgrund, den sonst das grüne Laubdickicht seinen zudringlichen Blicken entzog. Aber wie sehr er sich auch anstrengen mochte, dort etwas zu untersuchen, es gelang ihm nicht. Denn auch der Waldboden, im Frühlinge und Sommer so bunt und mannigfach schattirt, selbst im Herbst noch einem Mosaikgemälde gleich, mit verschiedenfarbigem Laube bedeckt, — jetzt war er weiß und wieder weiß. Wo das Mondlicht seine glänzende Fläche traf, da war's als verfläre sich sein Antlitz zu spöttischem Lächeln, und der unabsehbare Luftschiffer